

Plädoyer für einen konflikt sensitiven Journalismus - Friedensjournalismus

Martin Zint, 05/2007

"Da Kriege im Geist der Menschen entstehen, muss auch der Frieden im Geist der Menschen verankert werden". Präambel der UNESCO Verfassung von 1945.

1. Wozu eine Förderung konflikt sensitiver Berichterstattung?

Der Begriff Friedensdienst ist noch relativ jung und nicht eindeutig positiv besetzt. Synonyme für die ausgeübten Tätigkeiten sind Ersatzdienst, Freiwilligendienst. Sozialdienst. Ende der neunziger Jahre tauchte im Zusammenhang mit der Professionalisierung der Friedensarbeit der Begriff „Friedensfachkraft“ auf. So werden speziell ausgebildete Menschen bezeichnet, die in sehr unterschiedlichen Bereichen Erkenntnisse aus der Friedens- und Konfliktforschung in praktisches Handeln umsetzen. Genau wie das Kriegshandwerk erlernbar ist, lässt es sich erlernen, wie „gestörte Ordnungen“ wieder in den „Zustand ungestörter Ordnung“ überführt werden können. Wenn Frieden dauerhaft sein soll, dann müssen die dazu führenden Prozesse ohne den Einsatz zerstörerischer Gewalt ablaufen. Es ist eine Binsenwahrheit, dass Gewalt neue Gewalt erzeugt. Waffengewalt sät vielfältige Ursachen für neuen Unfrieden. Wer Frieden will, muss ihn mit friedlichen Mitteln suchen. Ohne den Einsatz zerstörerischer Gewalt. Medien können dabei einen wichtigen Beitrag leisten.

Wie kann konflikt sensitive Berichterstattung gefördert werden?

Welche Kompetenzen sind notwendig und erlernbar?

Wie sieht eine friedensfördernde journalistische Praxis aus?

Journalisten werden für Fragen der Konfliktbearbeitung sensibilisiert und ihr Bewusstsein für die ethische Dimension und soziale Verantwortung ihres Berufsstandes wird gestärkt.

Normativer Rahmen – Journalist ist, wer als Journalist arbeitet und dies nach den Regeln der Profession tut, wie sie z.B. von der International Federation of Journalists (IFJ) 1971 in ihrer Munich Charta (siehe Anhang) beschrieben wurden. Dieses Selbstverständnis muss erfahrungsgemäß immer wieder gegen äußere und innere Einflüsse verteidigt werden.

Massenmedien und Gewalt sind ein häufiges Begriffspaar. Medien sollen Schuld sein an Verrohung, Verdummung und sie produzieren unpolitische Couch Potatoes.



Dabei können Medien durchaus mobilisieren. Besonders die elektronischen Medien. Schon in den frühen Jahren des Radios hat Bertold Brecht erkannt, was in diesem Medium steckt.

„Der Rundfunk wäre der denkbar großartigste Kommunikationsapparat des öffentlichen Lebens, wenn er es verstünde, die Zuhörer nicht nur hören, sondern auch sprechen zu machen. Wenn er die Hörer nicht isoliert, sondern in Beziehung zueinander zu setzt“ schrieb Bertold Brecht 1930.

Grundlage aller Konfliktbearbeitung ist Kommunikation. Aber das ist nicht die einzige Disposition für einen friedensfördernden Mediengebrauch. Medien können große Macht entfalten. Sie sind ein klassisches Durchsetzungsmittel der Zivilgesellschaft.

Schon Mahatma Gandhi hat das erkannt. Der legendäre Friedensapostel hatte eine weithin unbekanntere Vergangenheit als Journalist und Verleger. Seine dabei erworbenen Kenntnisse hat er im gewaltfreien Kampf für die Unabhängigkeit Indiens sehr effektiv eingesetzt (Driessen, Barbara, Mahatma Gandhi als Journalist, London / Frankfurt, Main, 2002). „Spiegel“ Gründer Rudolf Augstein hat die Medien als das Sturmgeschütz der Demokratie bezeichnet. Aber, so soll Winston Churchill gesagt haben, besser man beschimpft sich, als man beschießt sich.

Medien werden auch als vierte Gewalt im demokratischen System bezeichnet. Freie, staatsunabhängige Medien können für die notwendige Transparenz demokratischer Prozesse sorgen. Wenn sie „Accountability“, also Rechenschaft fordern, unterstützen sie „Good Governance“. Gerade in defekten Demokratien kommt den Medien dabei eine besondere Rolle zu. Sie können zivilgesellschaftlichen Gruppen als Hebel zur Durchsetzung von Forderungen dienen. Dunkle Geschäfte scheuen das Licht der Öffentlichkeit. Ein Staatspräsident darf im kleinen Kreis ungestraft zugeben, das Volk belogen zu haben. Wenn diese Behauptung aber im Originalton über die Sender der Republik läuft, dann ist seine Position ernsthaft in Gefahr. Genau wie die Stellung eines burundischen Provinzgouverneurs, der damit prahlte, dass der Staatspräsident seine krummen Geschäfte deckt. Das mag so sein. Aber nachdem ein Radiosender diese Behauptung im O-Ton verbreitet hatte, wurde dem Staatspräsidenten die Sache zu heiß und er ließ den Gouverneur fallen. Wer die Realitäten vieler afrikanischer Staaten kennt, weiß was das bedeutet. Solche kleinen Siege über die allmächtig scheinende Obrigkeit wecken Hoffnung und mobilisieren neue Kräfte.

Die Autoren einer Weltbankstudie zur ökonomischen Bedeutung der Meinungsfreiheit stellen fest, dass Medien einen positiven Einfluss auf die wirtschaftliche Entwicklung haben. Unter der Bedingung, dass sie frei und unabhängig sind. Umgekehrt stellten sie fest, dass Informationsmangel zu den Ursachen für wirtschaftliche Fehlentwicklungen bis zur Hungersnot zählt



(The Right to Tell, The Role of Mass Media in Economic Development, WBI DEVELOPMENT STUDIES, 2002).

Noch ein kurzer Blick auf den Begriff „freie und unabhängige Medien“. Frei und Unabhängig wovon? Um ihre Kontrollfunktion im demokratischen System erfüllen zu können müssen sie unabhängig von staatlichen Akteuren sein. Der Druck aus dieser Richtung ist groß und die Palette der Zügel groß. Sie reicht von direkter Zensur bis zu fiskalischen Regelungen. Die Alliierten legten im Nachkriegsdeutschland die Kontrolle über den Rundfunk in der Bundesrepublik Deutschland in die Hand der Zivilgesellschaft. Bis heute kontrollieren die von den gesellschaftliche relevanten Gruppen beschickten Rundfunkräte den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Die dort angestellten Journalisten sind gegen Entlassung geschützt und werden großzügig bezahlt. Das weist auf eine weitere mächtige Einflussgröße hin, ökonomische Faktoren. In den traditionell werbefinanzierten Printmedien wurde strikt auf die Trennung von Redaktion und Wirtschaftsbetrieb geachtet. Diese Unabhängigkeit der Redaktionen wird in einigen Fällen explizit durch Redaktionsstatute geschützt. Ein weiterer, häufig unterschätzter Einflussfaktor ist die soziale Kontrolle. Um die Profession möglichst wenig gesetzlich zu regeln, haben die Berufsverbände publizistische Grundsätze oder andere normativen Texte erarbeitet und achten selber auf deren Einhaltung. Auch Rezipienten können diese soziale Kontrolle ausüben. Leserbriefe finden in der Regel große Beachtung. Sie können auch gezielt eingesetzt werden um Themen zu befördern und um Journalisten den Rücken zu stärken, die mit ihrer Arbeit sonst einen schwachen Stand in der Redaktion haben.

Seit den 90er Jahren setzte sich zunehmend die Auffassung durch, dass Journalisten in ein komplexes soziales Gefüge eingebettet sind. Die Produkte journalistischer Arbeit entstehen in einem Netz sozialer, ökonomischer, normativer und kultureller Einflüsse. In der Literatur wird dazu zwischen akteursbedingten und systembedingten Faktoren unterschieden. Beide sind relevant für die Entstehung journalistischer Produkte. Für konfliktssensitive Berichterstattung müssen bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein. Diese können über Redaktionsstatute geschaffen werden, aber auch durch die Schaffung eigener Kommunikationsstrukturen durch zivilgesellschaftliche Akteure, wie z.B. die Schweizer Stiftung Hirondelle.

Aber auch innerhalb gewaltfördernder struktureller Vorgaben gibt es individuelle Freiräume und Verantwortung. Deshalb steht in meinen friedensjournalistischen Überlegungen die Person des Journalisten im Mittelpunkt und die Frage, wie er diese Freiräume für eine konfliktssensitive Berichterstattung nutzen kann. Es gilt Persönlichkeit des Journalisten zu stärken. So kann er/sie diese Freiräume besser für eine konfliktssensitive Berichterstattung nutzen.



Führt das nicht zu einem „Wattebausch-Journalismus?“

Ein guter Journalist muss aggressiv sein, auch ein Friedensjournalist. Er muss Grenzen überschreiten, zumindest über sie hinaus schauen, Neues erkunden. Voraussetzung ist, dass dies geschieht, ohne dass zerstörerische Gewalt angewendet wird. Konstruktiv Streiten will gelernt sein. Für Veränderungen, Umbrüche, sind oft Widerstände zu überwinden. Die dabei entstehenden Konflikte setzen enorme Energien frei. Auch Friedensprozesse können Phasen haben, die als wenig friedlich wahrgenommen werden. Friedensjournalisten verfügen über Kenntnisse aus der Konfliktforschung und sind in besonderer Weise darin trainiert, schlimme Dinge nicht noch schlimmer zu machen. Stattdessen wirken sie konstruktiv in eskalierenden Konflikten. So wie ein Journalist im Wirtschaftsressort Börsenkurse analysiert, kann ein Friedensjournalist Konflikte analysieren. Das Know How für diese Sparte gibt es. Es wurde in den letzten Jahrzehnten basierend auf den Erkenntnissen der Friedensforschung entwickelt und einiges davon wurde schon an verschiedenen Stellen in die Praxis umgesetzt.

Lässt sich das erlernen?

Ja, und zwar auf verschiedenen Ebenen. Zum einen muss in unserer von Gewalt geprägten Kultur der konstruktive Umgang mit Konflikten besonders trainiert werden. Konstruktiv streiten will gelernt sein. Denn wenn Frieden dauerhaft sein soll, dann müssen diese Prozesse unbedingt ohne den Einsatz zerstörerischer Gewalt ablaufen. Wer Frieden will, muss ihn mit friedlichen Mitteln suchen. Medien können dabei einen wichtigen Beitrag leisten. Friedensarbeit geschieht zunehmend professionell und entsprechend qualifiziert, auch in den Medien.

Einführung in den Stand der Debatte „Friedensjournalismus“

„Fachjournalismus boomt – und ein Ende ist nicht in Sicht“, meldet der Deutsche Fachjournalistenverband (DFJV) auf seiner Webseite. Er zitiert eine Studie der Bertelsmann-Stiftung und der Universität Münster. Danach wird der Bedarf an fachlich kompetenter Berichterstattung in Zukunft weiterhin stark ansteigen. Unter den Mitgliedern des DFJV gibt es Justizberichterstatter, Kulturjournalisten oder Motorjournalisten. Promovierte Mediziner betreiben Medizinjournalismus. In der Politikredaktion sitzen Politologen. Verschiedene Universitäten bieten sehr gefragte Aufbaustudiengänge Journalismus an, die von Studenten aller Fakultäten genutzt werden.

Der Trend geht vom Allrounder zum Spezialisten. Leider noch nicht auf allen Gebieten. Ein Sportreporter der die Spielregeln nicht kennt, macht sich lächerlich. Im Kontext von Konflikten wird das im Allgemeinen noch nicht so gesehen. Dabei ist gerade in diesem Bereich die Verantwortung groß. Schon die Tatsache der Berichterstattung in den Medien (oder ihr Ausbleiben) hat



Auswirkungen auf den Verlauf von Konflikten. Fehler in der Berichterstattung können zur Eskalation von Konflikten beitragen. Andererseits ist Kommunikation die klassische Grundlage jeder Konfliktbearbeitung.

Es gibt so viele Sparten, warum keine Friedensjournalisten? Kriegsberichterstattung ist eine anerkannte Sparte, eine journalistisch fragwürdige allerdings. Schon der Name verrät die Ereignisfixierung und thematische Engführung. (Bilke 2002). Es gibt keine Unfallberichtersteller, wohl aber Fachjournalisten für Verkehrsfragen. Und auch Gesundheitsjournalisten nennen sich nicht Krankheitsreporter. Aber Friedensjournalist? Der Begriff löst heftige Abwehr aus: Gesinnungsjournalismus, Schönschreiberei, Wo bleibt denn da die Objektivität?

Diese Fragen sind zu beantworten. Friedensjournalismus ist mehr als „guter Journalismus“. Friedensjournalismus ist eine fachlich kompetente, sozialverantwortliche Berichterstattung. Der Friedensjournalist ist an (freiheitlich-demokratischen) Werten orientiert und daraus ergibt sich ein berufliches Rollenverständnis (Wertedimension) und ein spezifisches Berichtermuster (Handlungsdimension) (Nach Thomas Hanitzsch in M.Löffelholz (Hrsg.) Krieg als Medienereignis II, Wiesbaden 2004).

Die Debatte um Friedensjournalismus wird bisher vorwiegend außerhalb der journalistischen Profession geführt. Aktuelle Beiträge kommen von aus der Friedensforschung, der Kommunikationswissenschaft und von Sozialpsychologen. In den Medienwissenschaften herrscht Nachholbedarf. Der Schweizer Medienwissenschaftler Hansjörg Enz unterscheidet drei Grundtypen des Verständnisses von Friedensjournalismus (kursiver Text). Verbreitet ist die Auffassung, es sei einfach nur „Guter Journalismus, Qualitätsjournalismus“. Nach angelsächsischer Medientradition erfüllt dieser Kriterien wie professionell (Trennung zwischen Bericht und Kommentar), verifiziert (wahr?), unabhängig, unparteiisch, glaubwürdig, kurz: „(reflecting) the situation as accurately and faithfully as possible“ (Etter, 2003). Als Vorreiter dieses Journalismus galt über Jahrzehnte hinweg die BBC, wo die Schule des beobachtenden Journalismus am intensivsten praktiziert wurde. Die Grenzen dieses Journalismus werden aber gerade in Krisengebieten deutlich.

Ein anderes Verständnis begreift den Friedensjournalisten als Propagandisten. Friedensjournalismus wird oft als „Antwort“ zu den als „Hassradios“ bezeichneten, 100%-ig von Konfliktparteien gesteuerten und kontrollierten Medien verstanden. Vertreter solcher Medien gab es im Balkankrieg auf allen Seiten des Konflikts, Mille Colline in Ruanda gehört dazu, bestimmt gibt es Sender auf islamistischer Seite, die zu diesem Genre gezählt werden müssten. Die Kriegsberichterstattung im zweiten Irakkrieg



durch die „embedded journalists“ trägt ebenfalls Spuren dieser Art. Das Prinzip, die Kommunikation einem einzigen meist als idealistisch dargestellten Ziel, der Staatsidee, der Überlegenheit einer Rasse, der Demokratie oder eben dem Frieden unterzuordnen, ist grundsätzlich als Propaganda einzuordnen.

Diese Verständnis herrscht nach meiner Beobachtung im entwicklungspolitischen Bereich vor. Dort wird unter häufig die Instrumentalisierung von Medien im Sinne zu erreichender Ziele intendiert. Dabei nimmt man Konzepte aus der Wirtschaft und der Politik auf, die z.B. über so genannte „Spin Doctors“ Einfluss zur Erreichung ihrer wirtschaftlichen und politischen Ziele nehmen. Dies schränkt aber die Unabhängigkeit von Medien in einem Maße ein, dass sie nicht mehr die angestrebten positiven Effekte in der Konfliktbearbeitung entfalten können. Journalisten müssen für diese Formen der Einflussnahme sensibilisiert werden und gestärkt werden, sie abzuwehren.

Zuletzt wird Friedensjournalismus als Instrument des Peacebuilding angesehen. Phillips Davison (1974) gilt als „Erfinder“ des Wortes „Friedensjournalismus“. In "Mass Communication and conflict resolution" formulierte er entscheidende Aspekte zur Rolle der Medien in Konflikten. Diese finden sich auch in den heutigen Anforderungen an „Friedensjournalismus“. Davison fokussierte auf die internationalen Medien, seine Überlegungen und Anforderungen können aber auch auf nationale Medien übertragen werden (Die Ausführungen über Davison basieren nicht auf der Originalliteratur sondern auf: Schremmer, Nadine (2003): 9 ff)

Das Peace and Conflict Journalism Network (PECOJON) ist ein weltweiter Zusammenschluss von Journalisten, die einen konflikt sensitiven Journalismus praktizieren. Die in Gründung befindliche deutsche Sektion von PECOJON hat sich auf sieben Thesen verständigt, um zu beschreiben, um was es sich bei Friedensjournalismus handelt.

Sieben Thesen zum Friedensjournalismus

1. Friedensjournalismus ist verantwortlicher Journalismus. Journalistinnen und Journalisten haben eine Verantwortung gegenüber den Menschen über die sie berichten und für die sie berichten. Journalistische Recherche und Berichterstattung zu einem Konflikt stellt eine Intervention dar, die Positionen und das Geschehen verändern kann. Friedensjournalismus stellt sich dieser Verantwortung. Er hinterfragt auch die journalistische Rolle im Konflikt und in der Gesellschaft.

2. Friedensjournalismus ist konflikt sensitiv. Journalismus braucht eine empathische Grundhaltung, um die unterschiedlichen Perspektiven der



Betroffenen nachzuvollziehen. Journalismus braucht außerdem konflikttheoretisches Wissen für eine genaue Analyse: Er ist fundiert in der Konflikttheorie und im Wissen über den Konfliktfall. Nur wer Bearbeitungsstrategien und Lösungsmöglichkeiten von Krisen kennt, kann Vorschläge beurteilen, einordnen und angemessen aufgreifen.

3. Friedensjournalismus verlangt besondere Sorge um Richtigkeit. Journalismus darf nicht parteilich sein. Nur so bleiben Journalisten glaubwürdig. Viele Positionen, viele Stimmen zu hören – das ist ein zentraler Auftrag. Wenn die öffentliche Diskussion sich auf eine Partei mit einem einzigen, militärischen Lösungsvorschlag konzentriert, muss Journalismus gewaltfreie Alternativen einbringen.

4. Friedensjournalismus sorgt für Transparenz. Journalistinnen und Journalisten sind keine Roboter, die per se neutral und überparteilich sind. Ihre Werte, ihr subjektiver Blick und die Produktionsbedingungen beeinflussen ihre Arbeit. Diese Einflüsse offen zu legen gibt dem Publikum Transparenz, so dass es die Informationen, Stories und Standpunkte einordnen kann.

5. Friedensjournalismus ist Qualitätsjournalismus. Richtigkeit, Transparenz und Verantwortung: Friedensjournalismus folgt damit berufsständischen Regeln. Er ist professionell in der Vermittlung und nimmt die Aufgabe ernst, in demokratischen Gesellschaften die Voraussetzungen zur Meinungsbildung zu schaffen.

6. Friedensjournalismus braucht Voraussetzungen. Konkurrenz und Kommerzialisierung setzen Journalistinnen und Journalisten unter Druck. Damit sie unabhängig von allen Konfliktparteien arbeiten können, damit sie Zeit für gründliche Recherche und Raum für differenzierte Darstellungen haben, brauchen sie Rückendeckung von ihren Unternehmen, ihren Redaktionen und ihrem Publikum.

7. Friedensjournalismus bleibt eine Herausforderung. Doch auch wenn die Arbeitsbedingungen nicht optimal sind, haben Journalistinnen und Journalisten Spielräume: Ob ein Hardliner oder eine versöhnliche Stimme zu Wort kommen, ob ein gewaltfreier Lösungsvorschlag in einen Bericht einfließt oder Krieg als einziges Zukunftsszenario auftaucht – darüber entscheiden Journalistinnen und Journalisten.